r. 346. XXXIV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Montag, 10. Juli 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

ie Programmrede des Herrn Jaurès.

Daß in dem Verbote des öffentlichen Auftretens des französischen Sozialistenführers in Berlin ein großer politischer hler, ja mehr noch das Eingeständnis einer gewissen chwäche sich kundgab, dürfte kaum noch von irgend einem bsefangenen Beurteiler in Abrede gestellt werden. Der ürst von Bülow hat der sozialistischen Propaganda die Zuffe abgraben wollen, allein er hat gerade das Gegenteil zielt, er hat ihr eine neue mächtige Quelle direkt geleitet. Er hat es nämlich durch dieses wirklich tale Redeverbot dahin gebracht, daß die nunmehr gedruckt orliegende Abhandlung des Herrn Jaurès — denn das e sie zweifellos weit mehr als eine volkstümliche Rede — on einer unvergleichlich größeren Anzahl mit gespannter ufmerksamkeit aufgenommen und innerlich verarbeitet werden ird, als dies in einem geschlossenen Saale von einer Zuhörerschaft jemals hätte geschehen können.

Wenn aber jetzt diese Jaurèssche Abhandlung sich in den ände von Tausenden und Aberausendent, teils neugierig emachten, teils von Haus aus interessierten Lesern befindet nd je nachdem zustimmend beurteilt oder abgelehnt wird, so nn sich Herr Jaurès für diesen Erfolg nur bei dem deutschen eichskanzler bedanken, denn an und für sich betrachtet enthält ie Rede des Herrn Jaurès weder einen originellen Gedanken, och ist sie von jener zündenden rednerischen Kraft, um die lassen mit fortzureißen.

Die Rede trägt ein Doppelantlitz; ein akademisches und n volkstümliches, und fast will es uns scheinen, als sei das stere dabei sorgfältiger durchmodelliert worden als das ndere.

Sicher ist soviel, daß die allgemeinen Erörterungen ber das Wesen der geschichtlichen diplomatischen Entwickelungen in unserer doch nun einmal noch bestehenden „kapitalistischen" Welt in dieser Protestrede nen viel umfangreicheren Teil bilden als ihn für ewöhnlich eine Volksversammlung zu verbergen pflegt. Diese Marx-Engelsche Verhegelianisierung des weltgeschichtlichen rozesses im allgemeinen ist für profane Ohren in einer Verammlung von „Genossen" schlechthin garnicht angebracht. Derlei ist nur für die oberen Zehntausend, vielleicht nur für ie obersten Fünfhundert unter ihnen gemacht. An und für ch liegt darin schon eine jener weltgeschichtlichen Ironien, n denen man sich garnicht genug ergötzen kann.

Herr Jaurès hat auch wohl die Empfindung dafür gehabt aß er mit seinen mehr akademischen Betrachtungen wohl aum den rechten Ton für eine Rede in einer Volksversammung getroffen; er nimmt daher stets wieder die Zuflucht zu er helfenden Phrase von der Unwiderstehlichkeit der Macht es internationalen Proletariates, dem sich schließlich selbst die errschende Gesellschaftsordnung nicht ganz mehr entziehen könne. Der eherne Tritt der Arbeiterbataillone, unter deren Wucht die jetzige Gesellschaftsordnung ermalmt werden würde, dieser eherne Tritt war diesmal aus der Jaurèsschen Rede heraus nicht mehr mit der früheren Deutlichkeit zu vernehmen — das wäre auch für eine Friedensrede ein gar zu rauher Klang gewesen —, dafür wurde die sieghafte „Idee", die im internationalen Proletariat keimkräftig, zur Entwickelung unaufhaltsam drängend, enthalten sei, mit voller Absicht in den Vordergrund der Betrachtung geschoben.

Aus dieser „Idee" heraus, so meinte Herr Jaurès, habe Frankreich, wohlgemerkt das sozialistisch empfindende Frankreich, jeden Revanchegedanken Deutschland gegenüber aufgegeben. Herr Jaurès war ehrlich und freimütig genug, dies nur im Namen seiner sozialistischen Parteigenossen auszusprechen. „Wir französischen Sozialisten haben Verzicht geleistet auf jedes Vorhaben eines militärischen Rachekrieges gegen Deutschland, auf jeden Gedanken einer sogenannten Revanche." Vortrefflich gesprochen und nicht minder vortrefflich empfunden! Aber Herr Jaurès hat selber in dem akademischen Teile seiner Abhandlung zugestanden, daß der Sozialismus oder, wie es mehrfach in der Erörterung heißt, „das internationale Proletariat" vorläufig noch nicht stark genug ist, um seine Idee von dem Weltfrieden in die Wirklichkeit umzusetzen.

Deshalb bleibt also auch dieser endgiltige Verzicht auf einen sogenannten Revanchekrieg ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Allein die Wirklichkeit, das heißt die praktische Politik, die nur mit gegebenen Größen rechnen muß, kann mit solch einer Idee, wie sie Herr Jaurès ausspricht, eben auch nur als mit einer Idee arbeiten. Die praktische Politik wird sicherlich solch eine Friedensversicherung aus dem Munde eines so hervorragenden Franzosen wie Herr Jaurès nicht als bedeutungslos hinnehmen, allein sie wird es trotz aller Versicherungen Jaurès', daß das sozialistische Frankreich nicht entfernt an einen sogenannten Revanchekrieg denke, dennoch nicht an der gebührenden Sorgfalt bei der Beobachtung und Beurteilung der politischen Symptome in den Wechselbeziehungen der Völker fehlen lassen.

Wenn Herr Jaurès von der siegreich vordringenden Idee des internationalen Proletariats eine Gewähr für die friedliche Entwickelung der Völker erhofft, so wollen wir ihm um des lieben Friedens willen — in diesem chiliastischen Traume nicht stören. Schließlich kann es ja der Menschheit gleichgültig sein, wer oder was ihr jenes „tausendjährige Reich" des ungetrübten Friedensglückes dereinst verschaffen wird — ob das internationale Proletariat oder die Messianische Erfüllung der Zeiten!

Zum Prozess Hüger.

Am 11. d. M. soll nun, wie wir bereits berichteten, tatsächlich der Prozeß gegen den Oberst Hüger wegen Beleidigung des Offizierkorps und zahlreicher hoher Offiziere stattfinden. Die Verhandlung wird einen außerordentlichen Umfang annehmen, denn es sind dreißig Zeugen geladen, darunter die Generäle v. Lindequist, v. Hindenburg, v. Oppen u. s. w. und neben ihnen auch fünf frühere Unteroffiziere. Man könnte sich freuen, daß diese unerquickliche Angelegenheit nun endlich ihre Aufklärung und Erledigung finden wird, wenn nicht einige Umstände die Besorgnis nahe legten, daß es bei dem Prozeß schließlich mehr darauf hinauslaufen wird, daß Oberst a. D. Hüger wegen einiger formaler Beleidigungen verurteilt wird, als daß die Oeffentlichkeit die zweifelsfreie Gewißheit, auf die allein es ihr ankommen kann, erhält, daß alle die zahllosen, mit schweren Strafen bedrohten Rechts- und Pflichtwidrigkeiten, die Oberst Hüger hohen Offizieren und Behörden vorgeworfen hat, nun und nimmer vorgekommen sein können. Sehr bedauerlich war es schon, daß die äußerst belastenden Beschuldigungen des Oberst Hüger 2½ Jahre hindurch die Runde durch ganz Deutschland gemacht haben und überall besprochen und verbreitet worden sind, ohne daß der preußische Kriegsminister und irgend einer der in ihrem Rufe geschädigten hohen Offiziere es für angebracht hielten, den Weg der Klage zu betreten. Man kann vielmehr sagen, daß der Angeklagte die gerichtliche Verfolgung seinerseits erst erzwungen hat. Sodann haben die militärischen Behörden die Aushändigung der ehrengerichtlichen Akten vor Gericht, aus denen nach der Behauptung des Oberst v. Hüger die Vergehen der betreffenden hohen Offiziere und Beamten hervorgehen sollen, rundweg verweigert. Man begreift nicht recht, warum? Offenbar hat die Militärverwaltung doch das größte Interesse daran, daß gerade durch die öffentliche Besprechung an der Hand der Akten der strikte Nachweis geführt wird, wie offen, rechtlich und ehrenhaft in der ganzen Angelegenheit gehandelt worden ist. Im Interesse des Angeklagten kann die Verweigerung der Einsichtnahme des Gerichts in die Akten auch nicht geschehen sein, denn der hat die Vorlage der Akten selbst beantragt und auf die Weigerung der Militärbehörden sogar ein entsprechendes Immediatgesuch an den Kaiser und König eingereicht. Man steht hier also vor einem Rätsel. Unerklärlich ist es auch, daß der größte Teil der schwer angegriffenen Offiziere erst durch die direkte Aufforderung seitens des preußischen und des württembergischen Kriegsministeriums veranlaßt worden ist, eine Beleidigungsklage gegen Oberst Hüger einzureichen. Bisher wenigstens war es in der preußischen Armee nicht üblich, so schwere Beschuldigungen auf sich sitzen zu lassen; im Gegenteil pflegte man gegen Offiziere, die solche Angriffe duldeten, ehrengerichtlich vorzugehen. Aber die Zeiten und die Gewohnheiten ändern sich ja wohl.

Endlich ist es bedauerlich, daß nicht alle Beschuldigungen, die Oberst Hüger erhoben hat, unter Anklage gestellt zu sein scheinen, so der Vorwurf der Parteilichkeit gegen den kommandierenden General v. Lindequist und andere schwere, falls unwahr, jedenfalls beleidigende Beschuldigungen gegen den Generalleutnant v. Hindenburg, das Generalkommando des VIII. Armeekorps und den Generalleutnant v. Oppen.

Man kann hiernach dem Verlaufe des Prozesses nur mit größter Spannung entgegensehen und im Interesse des guten Rufes unseres Heeres die dringende Hoffnung aussprechen, daß man während der Verhandlungen auf allen Seiten bestrebt sein wird, die vollste Klarheit über die bedauerliche, allzulange schon schwebende Angelegenheit zu schaffen.

Cädko, Oberst a. D.

Bayerische Wahlkampfblüten.

(Von unserem Korrespondenten.)

München, 9. Juli.

Je näher die Entscheidung rückt, desto wunderlichere Blüten zeitigt der Wahlkampf. Wir hatten bereits jüngst Gelegenheit, die Revolverpolitik der schwarzen Presse zu kennzeichnen. Indessen alles, was wir bis jetzt sehen, wird weit in den Schatten gestellt durch einen Waschzettel, den heute der führende bayerische Kurier (und vermutlich noch manch anderes Centrumsblatt) abdruckt. Es heißt darin wörtlich:

„Wie aber das Vertrauen gerade der königstreuesten und ruhigsten Staatsbürger von einer blinden oder fanatisch einseitigen Regierungsgewalt auf die schwerste Probe gestellt, ja geradezu mit Gewalt erschüttert werden kann, dafür ist leider die bayerische Geschichte der letzten Jahre der traurigste Beweis. Wir wollen nur einige Beispiele dafür anführen.

Am 19. Februar 1905 gab Seine Exzellenz der königliche Staatsminister Dr. Freiherr v. Feilitzsch im Namen des Gesamtministeriums die feierliche Erklärung ab, daß die königliche Staatsregierung der vollen Uebereinstimmung sowohl der Parteien als der beiden Kammern des Landtages Rechnung tragen und kleinere Wahlkreise bilden werde. Wie wurde dieses Manneswort gehalten? Wie von einem Eskamoteur! Die kleinen Aenderungen wurden gemacht, ut aliquid fecisse videatur, das heißt, damit es den Anschein habe, als ob das Wort gehalten sei. Ein Mann, ein Wort! hat es bis jetzt geheißen. Jetzt sind nur glücklich so weit, dieses Sprichwort umzumodeln und zu sagen: Ein Mann, kein Wort, das ist ein bayerischer Minister! Soll da das Volk noch Vertrauen zu dem verantwortlichen Ratgeber der Krone, v. Feilitzsch haben? Ist das noch ein würdiger Vertreter eines Wittelsbacher, dem gegebenes Wort jederzeit heilig ist?? Nein und abermals nein! Sind aber die anderen Minister besser als v. Feilitzsch? Nein! Sonst hätten sie diese liberale Wahlkreisgeometrie nicht unterschrieben, sondern als Männer lieber ihre Entlassung in Ehren genommen, was ihnen jetzt nicht mehr gelingen wird. Wiederholt fragen wir: Sind das würdige Vertreter und verantwortliche Ratgeber des edlen Bayernfürsten?"

Es folgen sodann die bittersten Klagen über die chinesische Mauer, welche das bayerische Volk von seinem Fürsten trennt, und schließlich endet der Artikel mit der nicht mißzuverstehenden Fanfare:

Notizen von unterwegs.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Stahl.

Basel.

Im Treppenhause des Baseler Museums hat Böcklin zum einzigen Male Gelegenheit gehabt, sich in Wandbildern zu versuchen. Sein Jugendwerk, die Dekorationen für den Speisesaal des Hauses Wedekind, früher in Hannover, jetzt in Berlin, kann man nicht für voll ansehen.

Die Bedingungen in Basel waren sehr ungünstig. Es ist nämlich gar kein Treppenhaus da, sondern nur eine Treppe mit drei Absätzen. Auf jedem Absatz ergibt sich ein Stück gerader Wandfläche, das Platz für ein Bild bietet. Der Beschauer hat Mühe, einen Platz zu finden, von dem er diese Bilder, jedes einzeln, betrachten kann. Zwei sieht er von oben her, eines von unten her über zehn Stufen. Von keinem Standpunkt aus kann er alle drei zusammen betrachten. Der feinste Reiz eines geschmückten Raumes, die geschlossene Einheitlichkeit, war also garnicht zu erreichen.

Doch zeigt Böcklin in dieser Arbeit, was er in monumentalen Aufgaben hätte leisten können, wenn sie ihm gestellt worden wären. Als der Einzige wußte er, worauf es ankommt, und konnte er es machen. Man zog es vor, in Breslau, nachdem schon Entwürfe von Böcklin vorlagen, Aufträge dieser Art an — Hermann Prell zu geben. Welch eine erleuchtete Zeit!

Böcklin dachte selbstverständlich nicht daran, Leinwände über die Mauer zu spannen. Das ist eine Eselsbrücke. Wie für die Alten war für ihn das Wandbild eben bemalte, oder noch deutlicher: gefärbte Wand. Die figürlichen Darstellungen wurden auf denselben Farbstoffen herausgeholt, mit denen die anderen Flächen (Motiv: Marmorinkrustation) angestrichen wurden, und nicht nur aus denselben Farbstoffen, sondern auch aus denselben Farbentönen. Dadurch, und nur dadurch wird die Einheitlichkeit von vornherein gewährleistet.

Von den drei Bildern ist eines, der auffahrende Sonnengott, ganz mißlungen, das zweite, die Venus Urania, die von Seelentauben auf einer Muschel getragen wird, für Böcklin schwach, mit Ausnahme der schönen Putten, das dritte, die Flora, ein herrliches Meisterwerk. Den Rahmen bildet eine grüne Guirlande, in die allerlei Früchte hineingeflochten sind. Unten lagern auf einem Felsen Menschen, links ein liebendes Paar, rechts eine Mutter mit ihren Kindern. Oben schwebt die Frühlings- und Blumengöttin heran, in deren wallendem Mantel Putten sie begleiten. Sie holen Blumen aus dem Füllhorn der lieblich lächelnden Fee und streuen sie auf die Erde. Die Kinder unten bringen sie der Mutter, der Jüngling wirft sie der Liebsten in den Schoß. Das ist (Meyer-Gräfe mag es verzeihen!) eine entzückende poetische Idee, nicht neu vielleicht, aber niemals so zart und knapp ausgedrückt, so „gedichtet". Aber doch ist es trotz des Wortes poetisch keine literarische Idee, sondern bei Böcklin eine malerische, eine monumental-malerische geworden. Das will sagen, sie hat sich in einen Rhythmus von Linien und eine Musik von Farben umgesetzt. Die Umrisse der Figuren und Gruppen, der Gegensatz zwischen der Ruhe unten und der Bewegung oben, der duftige, violett-bläuliche Ton mit den bunten Feldblumen als Pointen, das alles zusammen bringt jene schöne, behaglich ruhige Stimmung hervor, die von großen Kunstwerken ausgeht, und die zu empfinden ein größeres Glück ist, als zu erklären. Eine Stimmung, die niemals ein Wert der bildenden Kunst hervorbringen könnte, das vom Verstande konzipiert, das zuerst als „literarische" Idee gefaßt wurde.

Eine einzelne Figur kommt dazu, um den Eindruck zu vollenden und das Werk ganz unvergeßlich zu machen: das junge Mädchen, das mit einem Ausdruck seligsten Glückes auf die Blumen sieht, die ihr die Liebe in den Schoß geworfen hat. Die körperliche und seelische Anmut dieses Menschenkindes sind unbeschreiblich. Gewiß: diese Gestalt ist in jedem Betracht „unmodern". Sie gehört zu der Familie der Ewigen und kann deshalb auf die paar Jahre einer feindlichen Mode verzichten. Einstmals wird man sie dann entdecken, sie wird zwei Sterne in den Reisebüchern bekommen, und jeder wird sie gesehen haben müssen wie . . . Nein, lieber keine Vergleiche.

Alles in allem: in diesem Bilde hat ein großer Meister, unser großer Meister den Frühling gemalt, den Weltfrühling und den Liebesfrühling. Gemalt als einen Wandschmuck, dem sich kein anderer der Zeit vergleichen kann, gemalt zugleich mit einer heiteren und schönen Empfindung, so etwa wie der reife Goethe ihr gedichtet hätte.

* * *

Straßburg.

Von neuen Gebäuden und Monumenten soll man die aufsuchen, auf die geschimpft wird. Das ist ein untrügliches Zeichen für ihren Wert, viel sicherer als der Stern im Bädeker. Diese Erfahrung bestätigte sich mir wieder einmal vor Adolf Hildebrands „Rheinbrunnen", den, wie man weiß, vor drei Jahren der berühmte Schrei der Entrüstung begrüßte.

Es ist ein entzückendes Werk und wird immer genannt werden müssen, wenn man die schönsten Brunnen aller Zeiten aufzählt, vielleicht als einziger unserer Zeit in Deutschland.

Der Brunnen steht auf dem „Broglie", einem langgestreckten Platz, den niedrige Häuser, ein schönes altes Palais in französischem Stil, die heutige Bürgermeisterei, und sonst einfach bürgerliche Gebäude umrahmen. Er steht an der einen Schmalseite auf der Promenade, die das sehr akademische und angenehm langweilige Theater abschließt. Schon wie er sich in Größe, Form und Stil diesem Platz einfügt, macht ihn unter unseren Monumenten, die immer zu klein oder zu groß sind, zu einer Ausnahme.

Man darf nicht nur, man muß in diesem Falle sogar daran erinnern, was ein Brunnen eigentlich sein soll: eine durch ein hartes Material geordnete und gut verteilte, lebhaft bewegte Wassermasse. Seine Wirkung liegt immer in dem Wasser, der Aufbau hat nur den Zweck, es zu führen und etwa noch das Schimmernde und Fließende des Elements durch den Kontrast seiner trockenen Starrheit zu betonen. Daß er trotzdem auch für sich genommen schön sein muß durch seine Formen und seinen Schmuck, versteht sich von selbst.

Die Anordnung ist diese: hinten erhebt sich eine Plattform, in deren Mitte auf hohem Postament die Bronzefigur des „Vater Rhein" steht; zu den vier Seiten des Postaments sind runde Bassins angebracht, die unter einander zusammenhängen; Lachslöpfe, die aus dem mit Weinlaubguirlanden geschmückten Postament ragen, speien dicke Wasserstrahlen in die Becken; das Wasser fällt dann breit über